

**Ausstellungskatalog: IM PRINZIP DES DIALOGS
ein Ausstellungsprojekt / Hundrich - VGH galerie Hannover 2008**

Das Interview - Martin Breuninger

„Ich denke, also bin ich“ ist einer der Kernsätze europäischer Kultur. Trifft er heute noch zu?
Nicht mehr ganz: Ich erinnere mich, also bin ich. Denken allein genügt nicht mehr. Ich lebe aus meiner Vergangenheit heraus, also in der Tradition meiner Familie, meines Ortes, meiner Region, meines Landes und meiner Kultur. Ich bin also das, was mich geprägt hat, und dessen muss ich mir bewusst sein. Diese Prägungen beziehen sich auch auf mein Wahrnehmen, auf mein inneres und äußeres Erleben und letztendlich auf mein Denken und Handeln.

Welchen Nutzen hat es, sich zu erinnern?

Wenn ich mir meiner Vergangenheit und meiner Prägungen bewusst bin, habe ich die Möglichkeit, sie neu zu bewerten. Es wird immer gesagt, dass die abendländische Kultur, die Errungenschaften wie Menschenrechte und Demokratie hervorgebracht hat, auf christlichen Werten basiere. Nun ist ein fundamentaler christlicher Wert, dass ich dem anderen die rechte Backe hinhalte, wenn er meine linke geschlagen hat. In der Geschichte des Abendlandes können Sie lange suchen, bis Sie einen Menschen oder gar eine Gesellschaft finden, die danach gelebt hat. Stattdessen haben sich in Europa bis in das Ende des 20. Jahrhunderts hinein Christen gegenseitig massakriert. Genauso verheerend ist die Bilanz im Zusammenleben der Kulturen, die auf den drei monotheistischen Religionen basieren, sich also auf den gleichen Gott berufen. Wenn ich mich erinnere, halte ich das Ende eines roten Fadens in der Hand, der sich durch eine blutige Vergangenheit und Gegenwart zieht.

Welche Konsequenzen beinhaltet dies für den Einzelnen und für Sie als Künstler?

Dass ich mich von meinen Prägungen oder Verhaltensmustern lösen muss, um zu einer eigenen Identität zu finden. Das bedeutet auch, dass ich eine neue Sprache entwickeln muss. Das gilt für mich als Künstler ebenso wie für den allgemeinen menschlichen Umgang.

Was bedeutet das für Europa?

In Belgien, in dessen Hauptstadt sich immerhin die europäische Kommission befindet, tobt ein unnachgiebiger Streit um regionale Sprachen. Ähnliches passiert auf den Balearen, wo engstirnige Nationalisten mit ihrer Sprachpolitik andere Menschen diskriminieren und ausschließen. Im Baskenland versuchen Terroristen seit Jahr und Tag, eine Region aus ihrem Staat herauszubomben, im Kosovo halten Blauhelmsoldaten einen brüchigen Frieden aufrecht. Und eine wie auch immer geartete europäische Verfassung ist bisher an unterschiedlichen nationalen Widerständen gescheitert. Wenn wir wirklich Europa begreifen und bauen wollen, ist dieses Vorhaben zum Misslingen verurteilt, so lange wir uns immer noch in lieb gewordenen regionalen und nationalen Verhaltens- und Erwartungsmustern befinden.

Sollen wir für Europa alle unsere gewohnten Traditionen über Bord werfen?

Wenn ich für die Welt eine lebenswertere Zukunft anstrebe, muss das wohl sein. Deshalb reden wir ja über Europa. Sich zu erinnern, heißt auch, sich das Bild zu vergegenwärtigen, wie Konrad Adenauer und Charles de Gaulle sich auf dem Trümmerhaufen Europa die Hände zur Versöhnung reichten und ab diesem Moment den Traum Wirklichkeit werden ließen, das gegenseitige Abschlagen auf unserem Kontinent künftig zu verhindern.

Läuft die Preisgabe regionaler und nationaler Verhaltensmuster nicht auf eine Einheitskultur heraus?

Ganz im Gegenteil, es geht ja um eine Identitätsfindung, in der ich zukunftsorientiertes Denken und Handeln verwirklichen will. Diese Art der Identitätsfindung gilt für die einzelnen Menschen ebenso wie für Regionen und Staaten und beinhaltet logischerweise individuelle und kulturelle Unterschiede. Zur Identitätsfindung gehört aber auch, dass man sich mit den eigenen Traditionen auseinandersetzt und sich fragt: Wie kann ich sie in die Neuzeit transformieren?

Was kann Kunst dabei bewirken?

Die Kunst ist der beste Ansatz, weil sie in der Lage ist, neue Gedanken zu formulieren, neue Sprachformen zu entwickeln und, ganz wichtig, neue Räume zu schaffen und zu öffnen. Die Fähigkeit, Raum zu geben, ist die notwendige Voraussetzung dazu, dass die Menschen ihre eigene Identität finden, formulieren und entfalten können.

So weit die Theorie, aber wie soll das funktionieren?

Die Abstraktion bietet mir den geistigen Raum, um neue Ideen zu entwickeln, die ich dann als Konzept formulieren und in der Praxis umsetzen kann. Konkret heißt das, dass ich aus der Gleichwertigkeit unterschiedlicher Papierqualitäten die Idee abgeleitet habe, dass jeder seinen Standpunkt und jeder Standpunkt seine Berechtigung hat. Damit sind wir bei einer Grundlage des WoodHouse Projects. Die Tatsache, dass die unterschiedlichen Papierqualitäten die Farbstriche unterschiedlich aufnahmen und wiedergaben, aber erst zusammen das Bild ausmachten, führte zur zweiten Grundlage: dass wir unsere Vorstellungen und Vorurteile überwinden müssen, um wirklich kommunizieren zu können.

Und die Umsetzung?

Im ersten Schritt wurden die Jugendlichen aus Israel, der Westbank und Jerusalem eingeladen, um ihnen zumindest für eine kurze Zeit den Raum einer friedvolleren Welt zu stellen. Im zweiten Schritt haben die Jugendlichen Kunstwerke nach ihren eigenen Ideen entwickelt, um sie dann zu zerstören. Im nächsten Schritt erhielten diese Trümmer eine neue Bedeutung und einen neuen Wert: Sie waren Puzzleteile, die als Bausteine in ein neues Kunstwerk und in eine neue Erlebniswelt einfließen. Dieses Prinzip ist eine wichtige Voraussetzung für Kommunikation. Wenn ich nur höre, was in mein Schema passt oder dem anderen meine Meinung überstülpe, werde ich nie in der Lage sein, einen gleichberechtigten Dialog zu führen. Folglich sind die Möglichkeit, die Bereitschaft und der Raum zu lernen eine notwendige Voraussetzung, um Lösungen zu schaffen.

Wie sah die Lösung des WoodHouse Projects aus?

Am Anfang hatten die Teilnehmer Angst, sich 14 Tage lang heftig zu streiten, nach zwei Wochen hatten sie Angst, sich nicht wieder zu sehen, und bis heute halten sie Kontakt.

Warum widmen Sie sich als Künstler solchen Projekten?

Weil ich die Notwendigkeit sehe, weil ich meine Freiheit auch dazu gebrauche, mich um die Belange der Welt zu kümmern, und weil ich in Heinz Wösten und Christian Schleicher, dem Leiter des Bildungswerks der Konrad-Adenauer-Stiftung in Hannover, hervorragende Kooperationspartner habe, die es möglich machten, das Projekt zu realisieren. Mit dem gleichen Team arbeiten wir am Bridge Project mit Jugendlichen von allen Kontinenten.

Warum bezeichnen Sie die Projekte Anne-Frank-Friedenstage 2005, das WoodHouse Project und das Bridge Project als Trilogie mit dem Titel „Kunst des Friedens“?

Anhand der Konzeptionen dieser drei Projekte wurde mir klar, dass sich in ihnen die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland widerspiegelt: in den Anne-Frank-Friedenstagen die deutsche und europäische Vergangenheitsbewältigung, im WoodHouse Project die Verantwortung vor der Geschichte und die Gestaltung der Gegenwart, im Bridge Project die notwendige Veränderung in der globalisierten Welt. Im Zeitalter der Globalisierung bestehen Nationalstaaten immer mehr aus heterogenen Vielvölkergemeinschaften, und ich gehe davon aus, dass die Nationalstaatlichkeit in Europa eine immer geringere Rolle spielen wird.

Da blicken Sie aber weit in die Zukunft.

Das ist eine Entwicklung, die ich gerne als Baustelle bezeichne. Wenn man die Baustelle als Voraussetzung zum aktiven Handeln nimmt, kommt es überhaupt nicht auf schnelle Ergebnisse an, sondern auf die Vision einer Zukunft, die wir selbst vielleicht gar nicht mehr erleben werden. Unter zukunftsorientiertem Denken verstehe ich die permanente Infragestellung der eigenen Position, die ständige Bereitschaft, die Dinge auf sich wirken zu lassen, die Fähigkeit zu agieren und die Gelassenheit, den Dingen die nötige Zeit und ihren Lauf zu lassen.
